

bürger. Selbst seine Helden und Heiligen haben etwas von der breiten Lebensart seines Volkes an sich. Mit einer erstaunlichen Kraft weiß er Irdisches und Übernatürliches miteinander zu verschmelzen, daß kein Spalt bleibt und keine Disharmonie entsteht. So erzählt — wenn auch nicht so formvollendet — der Alt: am Herdfeuer die Märchen und Heiligenlegenden des Volkes und von sonderbaren Begebenheiten, die sich während seines langen Lebens zutragen. So klar und doch schon in den Einzelheiten verschwimmend, daß Neues und Eigenes entstand.

Diese Erzählungen fügen dem Wesensbild Zimmermans' keinen neuen Zug bei. Er ist nicht problematisch und vieldeutig. Ihm fehlt das ruhelose Suchertum Strindbergs und das bissige Ethos Shaw's. Auch als Revolutionär und Gesellschaftskritiker kann er nicht gelten, und den großen Schwung und die harte Geste der Eroberer vermißt man bei ihm: Dinge, die man bei einem modischen Schriftsteller gern sieht.

Seine Welt ist geruhsam und still. So wenig er darauf aus ist, sich in Probleme zu verstricken, die abseitig und darum interessant sind, so stark ist er, wenn er sein Land und seine Menschen erleben darf. Da zeigt sich die absolute Sicherheit dessen, der in seinen Bezirken Meister ist, denn er ist stark und erdnah.

Er ist in allem aber ein großer Künstler.

Es besteht zu Recht, was Floris van Meeth von ihm sagt: „Felix Zimmermans ist ein echter, großer Künstler durch die Gnade Gottes, und läßt uns froh sein, zu wissen, daß der fromme Mann in unserm geweihten brabantischen, fruchtbaren Baumgarten wandelt, der echte Künstler, der die mystische Synthese unseres Volkes in sich trägt.“

Kundschau

Religion

Notre Inquiétude benennt Daniel-Rops eine Sammlung von Aufsätzen, deren erster gleich das Lob der Unruhe anstimmt (erschienen in der Librairie académique Perrin et Cie., Paris). Der Titel wird deutsche Leser an Pater Willibrord Werlades „Unruhe zu Gott“ erinnern. Doch der Anklang trügt; die beiden Bücher sind einander wesentlich fremd. Für Pater Willibrord ist Unruhe bloß eine Passage, ein Durchgang, während Daniel-Rops sich in ihr dauernd niederläßt und sich hier anzusiedeln gedenkt. Die Unruhe zieht diesen Franzosen nicht zu Gott hin, sie treibt ihn eher von Gott weg, sie flüchtet vor Gott und begegnet darin einer gerade Deutschen vertrauten Stimmung, die gar nicht versucht, gar nicht wünscht, der Unruhe Herr zu werden, sondern sich ihr willig überläßt, ja fast in ihr schwelgt. Daniel-Rops beginnt mit einer „Louange de l'inquiétude“, und André Gide ist es, dessen Führung er sich anvertraut. Dies befremdet uns, nicht bloß, weil ja Gide, 1869 geboren, heute doch schon zu den Alten steht oder jedenfalls doch von der Jugend als alternd empfunden wird, sondern auch, weil er ja seiner eigenen Generation immer irgendwie verdächtig schien, wenn nicht geradezu deutsch gesinnt, so doch jedenfalls innerlich irgendwie deutsch gestimmt zu sein. Deutsche Geistesart ist ihm nicht bloß vertraut, er kennt sie nicht bloß, er hat sie nicht bloß erlebt, sondern er fühlt sich ihr sichtlich irgendwie verwandt, vielleicht eben in der Unruhe gerade, durch die ja der Deutsche dem stets vor allem auf Klarheit, Bestimmtheit und Sicherheit bringenden Franzosen verdächtig, ja geradezu fast unheimlich wird. Wir kennen freilich auch in der Vergangenheit Franzosen, denen die Qual deutscher Unruhe

nicht erspart blieb. Pascal ist ihr gewaltigstes Beispiel: in der ihn quälenden Unruhe lag seine Kraft. Die Gefahr der Unruhe, wenn sie schöpferisch wird, in Skepsis einzumünden, verheißt sich Daniel-Rops keineswegs, doch meint er sich vor ihr durch reine Scheidung der beiden Arten von Skepsis zu bewahren: der bequemen, weltmännischen, lächelnden Skepsis, unter deren aufweichendem Blick freilich alles zur bloßen Beziehung relativiert und ein eitles Geistespiel wird, von einer anderen, einer keineswegs bloß verneinenden, bloß aufstrebenden, sondern reinigenden, klärenden, ja schöpferischen Skepsis, der für ihn echten, allein gültigen. Wenn ich ihn recht verstehe, schätzt und wünscht er Unruhe vor allem aus Furcht, daß wir es uns ohne diesen quälenden Stachel zu bequem machen und auf halbem Wege stehen, ja liegen blieben. Er meint keineswegs jenes eitle Tändeln mit einer selbstgefälligen, launischen Unruhe, in dem sich die Romantik kindlich geist; ihm ist es mit der Unruhe tragisch ernst, in seiner Unruhe zittert noch der Krieg nach; er hat Angst, das nachwachsende Geschlecht könnte sich wieder in einem faulen Frieden beruhigen. Unruhe klingt in seinem Munde oft einfach als ein Synonym von Bereitschaft zur Tat, ja zuweilen auch schon einfach von Gewissen. Alles, was er schätzt, Hamlet, Dostojewski, dann aber gleich auch noch Proust, ja sogar Pirandello, wird von ihm als Unruhe rubriziert, und er merkt gar nicht, wie durchaus deutsch eigentlich diese zugleich ebenso fanatische wie pedantische Mut nach Verallgemeinerung einer Spezies ist. Die Franzosen zeigen jetzt überhaupt eine seltsame Neigung, sich den Eigenheiten und ganz besonders gewissen geistigen Unarten der Deutschen mit einer verdächtigen auch in der Vergangenheit Franzosen, denen die Qual deutscher Unruhe

bieten. Das ist unsere Revanche für das Französische unserer Väter und Großväter. Könnten wir bei dem Handel die Klarheit eintauschen, die jahrhundertlang das Kennzeichen französischer Geistesart war, so wären alle unsere Verluste reichlich ersetzt. Aber gibt es denn diese französische Klarheit, den Ruhm und Stolz Frankreichs, gibt es sie denn überhaupt bei den Franzosen von heute noch? Es scheint, sie kommen niemals mehr von ihrer Romantik los. Diese gab ja das Zeichen zur Verwirrung: in ihr begann zum erstenmal auch in Frankreich das Herz zu denken und dafür der Kopf zu fühlen, und damit begann doch schon, was Daniel-Rops Unruhe nennt. „Ame sans défense“, sagt er einmal, und es sind in der Tat Seelen, die sich nicht mehr verteidigen, sich nicht schützen, sich nicht verwahren und nicht bewahren können und in ihrer königlichen Selbstverschwendung, Selbstvergeudung nicht merken, daß sie sich dabei selber in den Händen zerrinnen. Précision galt sonst als das Kennzeichen des Franzosen; um seine précision im Denken wie im Handeln beneideten wir ihn. Aber aller précision geht doch ein Willensakt voraus; Daniel-Rops erkennt, daß alle précision das Ergebnis einer décision ist, einer Entscheidung. Aber eben Entscheidung gerade scheint ja der Franzose von heute nicht mehr zu kennen. Daniel-Rops zitiert ein verräterisches Wort Marc Arlands: Ce n'est point le bonheur qui me fait défaut, mais l'appétit du bonheur! Und er wiederholt das noch mit der Variante: Ich sehne mich verzweifelt nach einer Sehnsucht! Und eben darin will er das Leid unserer Zeit erkennen, daß sie, noch bevor ihr ein Wunsch in Erfüllung geht, schon seine Nichtigkeit und Eitelkeit durchschaut. Was immer sie sich zu wünschen meint, im Grunde wünscht sie sich eigentlich immer bloß, sich etwas wünschen zu können; sie dürstet nach Durst. Massis sieht die jungen Dichter auf der Suche nach

dem verlorenen Objekt, und Maritain antwortet darauf: Nein, sie sucht eigentlich nicht das verlorene Objekt, sie sucht ihr verlorenes Ich! Hier wurzelt die Wendung Frankreichs zum katholischen Glauben. Im Krieg, noch mehr aber dann in diesem Scheinfrieden sah sich Frankreich, sieht es sich mit jedem neuen Tage wieder vor Gefahren, die das Aufgebot seiner ganzen Kraft nicht zu bewältigen vermag: alle Sorgen Frankreichs münden in die eine, sich den Kraftzuwachs zu sichern, ohne den seinem Griff der mit so gewaltigen Opfern errungene Sieg wieder entgleitet. In dieser ungeheuren Gefahr erinnert sich die Nation, daß Frankreich doch immer, für sein Gefühl, das liebste Kind der Kirche war, ein sehr verzogenes, oft genug ungehorsames, zuweilen schon fast verlorenes, aber gerade darum, wenn es dann doch immer wieder heim fand, nur desto freudiger offenen Armen willkommenes Kind! Dem Franzosen ist es unmöglich, gleichgültig gegen die Kirche zu sein: er muß sich entscheiden, muß sie bejahen oder verneinen, lieben oder hassen, verteidigen oder verfolgen. Das ist ihm seit dem Bruch Frankreichs mit dem eingeborenen Sinn der Nation, seit dem Aufstand der schlechten Massen gegen das reine Blut, seit der die geschichtliche Sendung Frankreichs verleugnenden Revolution niemals so klar bewußt gewesen als jetzt: in ihrem Lebensnerv bedroht, besinnt sich die Nation wieder auf die Wurzeln ihrer Geisteskraft. Das verkennet Daniel-Rops, geblendet durch den Reiz der inquietude, deren Gegensatz er in der indifférence erkennen will. Noch ganz im Banne Sibes (den man, um ihm nicht immer wieder ungerecht zu werden, erst einmal rings umgehen und von allen Seiten zeigen mußte; denn er streift oft genug dicht an die Wahrheit heran, freilich aber dann vorbei, weil er zu meinen scheint, sich der Wahrheit durch Addition aller Irr-

tümer bemächtigen zu können), schätzt die man von der leeren unterscheiden Daniel-Rops jede Bewegung als Gewinn; muß: jene setzt ein Aufgebot höchster sie gilt ihm an sich schon, wohin immer sie zielen mag, schätzenswert, während ihm die Ruhe, das Beständige von vorneherein verdächtig sind. Nach Ruhe zu streben verzeiht er allenfalls noch, weil ja darin noch Bewegung steckt, aber ist erreicht, was sie anstrebt, so hat sie sich damit für ihn auch schon entwertet, weil sie ja fortan nicht mehr bewegt, sondern zur Hemmung wird. Aber alle Dauer ist ihm verdächtig: so deutsch denkt dieser Franzose. Daher auch seine Anklage der katholischen Kirche: L'Eglise donne l'impression de n'être plus in via, mais stabilisée. Er ahnt nicht, daß er damit ganz dicht an das Geheimnis der Kirche streift: zugleich immer in via dennoch durchaus stabilisée zu sein. Er beruft sich zum Beweise seiner Anklage auf eine Schrift „Contre les Catholiques de France“, deren Verfasser als Théophile Delaporte zeichnet; in dem Pseudonym steckt ein Amerikaner namens J. Green, der in der Indifferenz die schlimmste Gefahr für den katholischen Glauben, die ärgste Häresie erblicken will. Nur wer im Gefühl der Absurdität des Glaubens dennoch glaubt, gilt diesem Amerikaner als richtiger Katholik. Credo quia absurdum, das Wort stammt von Tertullian, und dieser ardens vir, wie der heilige Hieronymus ihn nennt, berührt damit eine jener letzten Wahrheiten, deren Tiefen so wogen, daß das Menschenwort in seiner starren Enge kaum den Schaum davon abzuschöpfen, geschweige denn ihn zu greifen, zu begreifen vermag. Übrigens ist auch im Gebrauch des Wortes Indifferenz Vorsicht geboten, das ja durchaus nicht immer Gleichgültigkeit oder Unentschiedenheit meinen muß: auch jene höchste Spannung der polaren Mitte nennen wir Indifferenz, und die Übungen des heiligen Ignatius von Loyola erstreben und ergeben im Grunde nichts anderes als Indifferenz, freilich eine geladene, durch die Hölle ging, im Anlaß in den

Himmel zu finden: sie hat erst alle Versuchungen Satans bestehen müssen. Satan wechselt ja die Masken, er zeigt jeder Zeit ein anderes Gesicht. Der Mephisto Goethes ist noch ein eigentlich sehr gemüthlicher, doch im Grunde dummer Teufel, der sich denn auch zuletzt um alle seine nicht sehr ernstlichen Bemühungen betrogen sieht. Aber in der „Sonne Satans“ von Georg Bernanos (jetzt auch deutsch im Verlag Jakob Hegner in Hellaerau) tritt uns der Satan unserer Zeit in verwandelter Gestalt mit schleichender Gewalt furchterregend entgegen. Und merkwürdig: durch Unruhe kündigt sich Gott äffend, nun auch der Versucher an; der Unruhe zu Gott sehen wir hier eine andere Unruhe begegnen, die Unruhe zur Hölle. Satan trägt alle Masken, Satan ist überall: „Er ist im Gebet des Einziedlers, in seinem Fasten und seiner Kasteiung, im Inneren der tiefsten Verzückung und im Schweigen des Herzens, er brennt in der gewelkten Kerze, atmet im Mund der Jungfrauen, verwundet mit dem Büßerhemd und der Geißel; und wohin er kommt, ist alles vergiftet. Man sah ihn auf den Lippen lügen, die sich öffneten, um das Wort der Wahrheit zu verkünden, man sah ihn, wie er den Gerechten durch Donner und Blitze selbigen Entzückens bis in die Arme Gottes verfolgte.“ Er hat es ja meistens nicht schwer, er muß sich nicht erst lange bemühen; es langweilt ihn, es wird ihm zu leicht, es lohnt sich kaum. „Sein Haß bleibt den Heiligen vorbehalten.“ Auf diese stürzt er mit der ganzen Macht seiner Erbitterung, und alle die braven Durchschnittsmenschen helfen ihm dabei; denn sie sind alle gereizt gegen jeden, der Erbarmen, der die Liebe hat. Ihm bleibt keine Versuchung erspart, er hat alle gegen sich; seiner Umgebung gilt er als Phantast, Träumer, Lügner, Betrüger oder Narr. Ihn sieht es freilich nicht an, ihn trägt der Strom der Liebe, ihn stählt täglich von neuem wieder der unablässige Kampf mit Satan. Für gute

Menschen hat er etwas Rührendes; sie verstehen nur nicht, daß ein so braver, rechtschaffener Mann, dem es doch auch an Bildung keineswegs fehlt, wie dieser Abbé Donissan, noch an den Teufel glauben kann. Auch seinen Amtsbrüdern, die ja sehr darauf halten, nicht hinter dem Geiste der Zeit zurückzubleiben, kommt er, so sehr sie seine Tugenden achten, eigentlich nicht ganz richtig vor, schon weil er, was doch einem Priester nicht ziemt, zuweilen Anfälle von Wildheit hat. Er kann in eine doch ganz unchristliche Wut geraten bei dem Gedanken an die Macht Satans und die Qualen seiner Opfer. Für ihn ist Satan wirklich der Fürst dieser Welt, der Herr über die Menschheit auf Erden. So sehen wir ihn unablässig von Unruhe um die Ruhe des Daseins in Gott bedroht, und der Anblick seiner herzengereinen, liebesfreudigen, doch immer wieder Mißtrauen erregenden, selbst Wohlwollenden verdächtigen Gestalt lehrt uns, daß im Grunde Ruhe wie Unruhe, beide recht gebraucht, Segen, aber beide, nicht bloß mißbraucht, sondern auch nur nicht ganz richtig dosiert, Gefahr bringen können. Es kommt im Grunde gar nicht so sehr darauf an, was uns auf unseren Lebensweg mitgegeben wird, es kommt auch gar nicht so sehr auf das, was wir Schicksal nennen, an, wir überschätzen die Mitgift des Tages, der uns der Welt verleiht, es kommt immer nur auf den Sinn an, den unser freier Wille dem Angebot der gemischten Gaben gibt. Unruhe ist ein Weg zu Gott, und Ruhe ist auch ein Weg zu Gott; es gibt überhaupt nur Wege zu Gott, aber dem Menschen steht es frei, auf allen diesen Wegen zum Teufel zu gehen.

Hermann Bahr.

Soziales

Carl Sonnenschein Den Berlinern ein Berliner. Auch in diesen „Notizen“. Weltstadtbetrachtungen. Zuerst

im Berliner Kirchenblatt erschienen. Bis jetzt fünf Hefte. Die der Verlag Germania N.-O., Berlin C 2, in schmucker Gestalt herausgibt hat. Berliner auch im Telegrammstil dieser Saßfragmentchen à a Herr. Pointillismus. Das flimmert nervös auf wie Film. Wie Lichtreklame auf Potsdamer Platz. Ein Berliner den Berlinern. Denen vom Kurfürstendamm. Denen vom Wedding. Aber kraht nur ein klein wenig, und es blinkt, glänzt, strahlt heraus das rheinische Kind. Das unter blaugoldenem römischem Himmel vom Jüngling zum Manne gereift. Das die Sinnhaftigkeit des Rheins und des Südens in sich getrunken. Das sie unbefangen ausstrahlen vermag. Weil fest stehend in jesuitischer Geisteszucht, der ehemalige Germaniker. Nicht erstickt vom Fabrikstaub Münchens- Labbaas. Das ihn in seine soziale Schule nahm. Nicht ertötet von Berliner Sachlichkeit. Was sagte ich? Kerr? Das hieße Hirn. Nein. Ist ja nur Mimikry. Eines kindlichen Herzens. Eines großen, eines ganz großen Seelsorgerherzens.

Eine Beichtszene (nur ein imaginärer Fall!). Seelendrama, in dem sich Himmel und Hölle im Streite begegnen. Doktor Sonnenschein würde darüber nicht verabsäumen, die stilreine Barockkultur des Beichtstuhls zu bemerken. Ausgehendes XVII. Jahrhundert. Zeitalter fürstbischöflichen März:natentums. Fränkische Schule. Aber die nächste Gedankenassoziation wäre schon ein armer Teufel von Holzbildhauer (Kartofelblatt, München — richtig! Schellingstraße 143, Rückgebäude, telephonisch zu erreichen durch...) Dem Manne muß geholfen werden, ein Auftrag verschafft werden...

Die jungen Supranaturalisten von heute in ihrem radikalen Gemüte mögen ihm, wie sie seine impressionistische Schreibweise vorkriegsmäßig, altmodisch finden werden, Kulturkatholizismus vorwerfen, weil er Stil sagt — und meint doch Glaube, Glaube, der den Stil geschaffen hat. Der Rheinländer, der frei-

lich das offene Auge für die Werte der Kultur, für die große schöne Linie hat, will den Intellektuellen, der noch blind ist für die Wirklichkeit der Übernatur, von außen nach innen leiten. Wenn er die Kulturmacht der Kirche mit dem ganzen Pathos seiner immer gedankenvollen und diskret gedämpften Rhetorik so sehr in den Vordergrund rückt, so ist das Pädagogie des Seelsorgers.

Der echte Seelsorger knüpft an die ganz konkrete Situation seiner Seelsorgekinder an: das sind in diesem Falle die durch Krieg und Nachkrieg verarmten Intellektuellen der Großstadt, Künstler, Schriftsteller, Schauspieler, von der Wirtschaftskrise bedrängte Kaufleute, „Eingeengte“ jeder Art, die das Bureau Berlin NW 7, Georgenstraße 44, aufsuchen, zu denen aber auch dieser Großstadtseelsorger vorzubringen vermag in alle Milieus hinein, dank seiner unklerkalen Menschlichkeit, die doch im Schwarz der Klerik die sicherste Schutzfarbe findet. Die Situation aber ist in allen Fällen Not, Not, bitterste Not. Der Grundsatz, nach dem zu handeln ist: gratia supponit naturam. Und wie schaut diese scholastische Maxime in die Sonnenscheinische Praxis übersetzt aus? Einer Filmschauspielerin, die endlich als Ausweg aus Not und Verzweiflung ein Engagement in Aussicht hat, das nur an die eine Bedingung geknüpft ist: Aiten können!, wird kostenloser Reitunterricht verschafft. Einem mittellosen Italiener, der sich an Sonnenschein als Seelsorger der italienischen Kolonie wendet — doch wie soll ich es wagen, eine Kasuistik großstädtischer Not und Hilfe aufzustellen? Es wird geholfen, das ist das erste, geholfen um Christi willen nach dem Rezept der biblischen Werke der Barmherzigkeit: die Hungerigen speisen, die Nackten kleiden, die Kranken, die Gefangenen besuchen. Es scheint doch, daß sich die christliche Agape im Primitivsten am kräftigsten bewährt. Das zweite aber ist die Wiederherstellung der übernatürlichen Ordnung,